



N e d e ,

gehalten bei der

Feier des 50 jährigen Bestehens

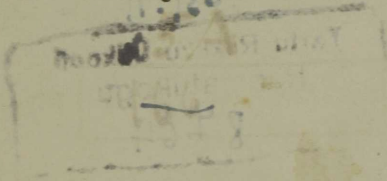
des

I. Dorpatschen Lehrer-Seminars

am 15. August 1878

vom

Seminar-Inspector Maas.



Dorpat.

Druck von C. Mattiejen.

1878.

A 197

Bon der Censur gestattet. — Dorpat, 29. September 1878.

ESTICA

A. 1971.

Est. A

Yarlu Riikliku ~~Osakond~~
Raamatukogu

8764

Hochgeehrte Versammlung!

Wir sind hier versammelt, um das 50 jährige Bestehen dieser Anstalt zu feiern. Da erscheint es mir als erste Pflicht, allen Denen im Namen der Anstalt zu danken, die unserer Einladung nachgekommen sind, insonderheit den hohen Vorgesetzten, die uns mit ihrem Besuche beehrt haben.

50 Jahre bilden auch in dem Leben einer Anstalt einen bemerkenswerthen Zeitabschnitt, an dessen Ende man sich aufgefordert fühlt, eine Rück- und Umschau vorzunehmen. Das haben auch wir gethan, indem wir in unserer Festschrift eine Geschichte der Anstalt, sowie Mittheilungen über Zöglinge und Lehrer derselben zusammenstellten. Ich habe darum nicht nöthig, in dieser Stunde über die Bedeutung unserer Anstalt zu sprechen, auch nicht über die Resultate, die dieselbe in der Zeit ihres Bestehens erreicht hat. Nur soviel will ich bemerken: Die Anstalt hat stets ein stilles und bescheidenes Dasein gehabt, unbeachtet und vielfach unbekannt selbst von der nächsten Umgebung. Das Seminar hat, da es bis zum Jahre 1865 nur für 10, zeitweilig für 14 Zöglinge eingerichtet war, in der langen Zeit seines Bestehens nur wenige Hundert Zöglinge ausgebildet; dennoch springt die Bedeutung desselben sofort in die Augen, wenn man bedenkt, wie viele Tausende

von Kindern durch diese Männer unterrichtet worden sind und von ihnen in den meisten Fällen ihre gesammte Schulbildung erhalten haben. Hat doch mancher von den älteren Zöglingen in seinem Lehrerleben mehrere Tausend Schüler gehabt. So verdanken sehr viele Personen unseres Landes dem Dorpat'schen Seminar ihre Bildung.

Doch, wie schon erwähnt, nicht hiervon wollte ich heute sprechen, sondern über eine Frage, die zur Zeit der Gründung dieser Anstalt in manchen Ländern von Bedeutung war, und die in der gegenwärtigen Zeit die Geister in Europa in hervorragender Weise beschäftigt, und an deren Lösung, wie von manchen Seiten verlangt wird, die Schule mit helfen soll. Es ist das die gewaltige Bewegung, die in unserer Zeit ganze Schichten der Bevölkerung in England, Frankreich, Deutschland und auch in Rußland ergriffen hat, die von Zeit zu Zeit ihre Blasen in die Höhe treibt und dann in erschreckender Weise davon Kunde giebt, daß es in der Tiefe kocht und gährt. Es ist die Bewegung, die man mit den Namen Socialismus, Communismus, Nihilismus und andern bezeichnet. Im deutschen Parlament, in der Tagespresse und in Broschüren ist die Forderung ausgesprochen worden, die Schule müsse helfen, der socialistischen Bewegung Einhalt zu thun oder sie in andere Bahnen zu lenken. Bemerkenswerth ist hier auch eine einschlägige Aeußerung des Philosophen Fichte. Derselbe sagt: „Seit Pestalozzi's großer Anregung ist es zur allgemein anerkannten Ueberzeugung geworden, daß allein durch verbesserte Volkserziehung der rechte Grund gelegt werden könne, um die mannigfachen Schäden im Staate, wie im socialen und Familienleben gründlich auszuheilen und unsern Nachkommen eine bessere Zukunft zu sichern.“ — Zwar werden wir hier in den Ostseeprovinzen von der socialistischen Bewegung nicht unmittelbar berührt, doch drängt sich wol jedem Lehrer, der die Zumuthung liest, die Schule müsse helfen in der gegenwärtigen

Noth, die Frage auf: Was kann die Schule in dieser Sache thun? Obgleich ich nicht zu denen gehöre, die von der Schule die Heilung aller möglichen Gebrechen erwarten, auch nicht glaube, daß dieselbe bei der in Rede stehenden Bewegung eine große Rolle zu spielen im Stande ist, sondern vielmehr überzeugt bin, daß sie neben den andern Factoren, die hier wirken und wirken müssen, nur eine sehr bescheidene Stelle einnehmen kann, so möchte ich dennoch die angedeutete Frage in dieser Stunde in Erwägung ziehen.

Was kann die Schule beitragen zur Lösung der sogenannten socialen Frage?

Um diese Frage beantworten zu können, ist es nothwendig, zunächst zu wissen, um was es sich hier handelt, was die Socialisten verlangen.

Die sociale Frage ist fast so alt, wie die Menschheit. Immer, wenn die Gegensätze zwischen Reich und Arm besonders kraß hervortraten, wenn Noth und Elend, Unwissenheit und Abhängigkeit auf der einen Seite und Reichthum, Ueppigkeit, Bildung, Macht auf der andern Seite besonders hohe Grade erreichten; dann machte sich die sociale Frage geltend, indem die Nichtbesitzenden darnach rangen, die Kluft auszufüllen zwischen sich und ihren begünstigten Mitmenschen. Und wenn Zeit und Umstände dazu angethan waren, so suchten die niedern Classen die gewünschte Gleichheit mit Gewalt herbeizuführen; dann wurde die Frage eine brennende, dann wurden die Besitzenden aus ihrer Ruhe und Sicherheit aufgeschreckt und sannan auf Mittel, der drohenden Gefahr zu begegnen. So ist es gewesen in der alten Welt, namentlich in Rom; so war es im Mittelalter, als die Noth des am meisten bedrückten Standes zu den Bauernkriegen führte; so hat sich's auch in der neueren Zeit gezeigt, namentlich in Frankreich, und gegenwärtig droht dieselbe Gefahr besonders Deutschland.

Die Forderungen, die von den unzufriedenen Classen der Gesellschaft in den verschiedenen Zeiten gestellt worden sind, sind sehr verschieden gewesen, niemals jedoch so weitgehend, so maßlos, wie in unserer Zeit. Der Socialismus unserer Tage erstrebt eine radicale Veränderung fast all unserer Einrichtungen, der staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen, eine Veränderung, durch welche alle wirklichen und eingebildeten Uebel unserer Zeit mit der Wurzel ausgerissen werden sollen. Die Ideen des Socialismus sind vielfach selbst den eigenen Anhängern unklar; sie werden von den Massen nur geahnt, nicht aber begriffen. Aber gerade darin liegt zum großen Theil die Kraft des Socialismus, denn jetzt kann jeder Unzufriedene die Erfüllung seiner Wünsche, die Abstellung seiner Noth, die Realisirung seiner Phantasien vom Socialismus hoffen. Trotz dieser Unklarheit ist es doch möglich, die Hauptforderungen der Socialisten zusammenzustellen, da dieselben in Zeitschriften, Broschüren und öffentlichen Reden stets wiederkehren. Diese Forderungen haben alle die möglichste Gleichstellung aller Menschen zum Ziel.

Als Grund der Ungleichheit unter den Menschen sieht der Socialismus in erster Linie das Privatcapital an. Zwischen dem Sohne des Reichen, dem sein Vater ein bedeutendes Vermögen vererbt und dem Sohne des Armen, behauptet man, ist eine so große Differenz, daß dieselbe in der Regel durch kein Ringen und Arbeiten sich ausgleichen läßt. Der Erstere braucht nicht zu arbeiten und kann doch viel besser leben, als der Andere; ja Ersterer wird, wenn er seine Renten nicht vollständig verzehrt, immer reicher ohne jede Mühe, und der Andere ringt mit der Noth vielleicht umsonst sein ganzes Leben. Der Grund der dauernden und sich stets vergrößernden Ungleichheit unter den Menschen ist nach den Socialisten der Umstand, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung

ein Gut sich durch sich selbst, durch Zinsen ohne Arbeit vermehrt oder, wie man sich ausdrückt, der Umstand, „daß daß Geld Junge bekommt.“ Hierin sieht man auch den Grund des enormen Anwachsens einzelner Capitalien und der Verarmung der Massen. Daß die Vermögenden durch ihr Capital auch zu größerer Bildung, zu Macht und Ansehen viel leichter gelangen können, als die Armen, ist selbstverständlich; so bewirkt also die Vermögensungleichheit auch Ungleichheit der Bildung und Macht. — Wenn der Reiche von seinen Zinsen lebt, ohne zu arbeiten, so nennt ihn der Social-Demokrat eine Drohne, die da verzehrt, ohne zu produciren. Alle Güter des Lebens erfordern zu ihrer Erzeugung eine gewisse Summe von Arbeit; der Rentner nimmt nicht Theil an dieser Arbeit, wohl aber bezieht er zu seinem Genuß meist einen größeren Theil dieser Güter, als der Arbeiter. Den Einwand, daß er nur verzehre, was seine Vorfahren erarbeitet, daß diese gleichsam vorgearbeitet hätten, läßt der Socialist nicht gelten, da, abgesehen davon, daß viele Capitalien überhaupt nicht durch Arbeit entstanden sind, der Capitalist nicht das von den Vätern ererbte Vermögen verzehrt, sondern nur die Zinsen desselben. Die Arbeit eines Mannes, der ein großes Vermögen erworben, von dessen Zinsen die Nachkommen Jahrhunderte hindurch leben können, ohne arbeiten zu müssen, wenn sie's auch meistens thun, könne, so wird behauptet, doch nicht gleichgesetzt werden der Arbeit aller Glieder eines andern Geschlechts in demselben Zeitraum. Wenn nun aber der Wohlhabende arbeitet, so vergrößert sich die Ungleichheit erst recht, denn dann kommt zu den Einkünften seines Capitals noch der Ertrag seiner Arbeit, der schon an und für sich meist ein viel höherer ist, als der des gewöhnlichen Arbeiters, da der Reiche sich meist Bildung ancignen kann und die Arbeit des Gebildeten viel besser bezahlt wird. Vielfach verwendet der Reiche sein Capital bei der eignen Arbeit, etwa bei einem industriellen Unter-

nehmen; dann wird er, so behauptet der Socialist, ohne Weiteres Herr und Gebieter manchmal von Tausenden von Menschen, sein Capital trägt doppelt und dreifach Zinsen, wenn er ein intelligenter, gebildeter Mann ist, und die Ungleichheit wächst mit Riesenschritten. Da wünscht denn der Socialist, daß die Ungleichheit sich wenigstens nicht vererbe. Alle Kinder sollen möglichst gleiche Aussichten für's Leben haben, allen sollen dieselben Bildungsanstalten zugänglich sein, so daß jeder jede Lebensstellung erringen könne, wenn Begabung und Fleiß ihn dazu befähigen.

Einen zweiten Grund der Ungleichheit findet der Socialist in dem herrschenden Princip der Concurrrenz, das gegenwärtig die Haupttriebfeder des Schaffens und Ringens der Menschen ist. Er behauptet zunächst, die Concurrrenz ist an und für sich unsittlich, da der Concurrirende nicht bloß den eigenen Vortheil sucht, sondern auch den Nachtheil der Andern. Es gilt, den Andern todt zu machen, um selbst in die Höhe zu kommen. Dann ist die Concurrrenz in Wechselwirkung mit dem Capital geeignet, die Ungleichheit unter den Menschen zu fördern. Wenn zwei gleich tüchtige Personen sich um eine Arbeit bewerben, so kann sie meist doch nur einer erhalten. Gesezt nun, diese Arbeit wirft einen bedeutenden Gewinn ab, so ist der, der den Gewinn gehabt, dem Andern gegenüber bei folgenden Unternehmungen schon im Vortheil; er kann mit seinem erworbenen Gelde schon manches in die Hand nehmen, worauf der Andere, der ohne alle Mittel ist, von vorn herein verzichten muß. So ist, was vorher gleich war, ungleich geworden. Ist aber einmal die Ungleichheit da, dann ist die Concurrrenz sehr geeignet, dieselbe permanent zu machen. Namentlich beklagt man sich darüber, daß der sogenannte vierte Stand durch die Concurrrenz niedergehalten werde, und daß er ohne Beseitigung derselben nicht aus seiner drückenden Lage herauskommen könne. Dem armen, ungebildeten

Arbeiter sei es nicht möglich, erfolgreich zu concurriren mit Personen, die ausgerüstet sind mit Capital und Bildung und allen Vortheilen ihres Standes, wie ein Nackender mit bloßen Händen nicht gut mit Erfolg kämpfen könne mit einem Schwerebewaffneten. Cassalle behauptet: Für den Arbeiter herrscht ein ehernes Lohngesetz. Die Concurrenz drückt bei großem Angebot von Arbeitskräften den Lohn bis auf ein Minimum hinab. Tritt nun etwa Mangel an Arbeitern ein, so hebt sich zwar der Lohn; die Folge davon aber ist, daß mehr Ehen geschlossen werden; die Zahl der Kinder mehrt sich; bald wächst dann auch das Angebot der Arbeitskräfte und drückt den Lohn auf den früheren Stand hinab, oder, falls mittlerweile alle Preise gestiegen sind, bis zu einem Stande, der dem früheren dem eigentlichen Werthe nach gleich ist, wenn nicht schon früher durch Heranziehen von Arbeitskräften aus andern Gegenden ein Ausgleich stattgefunden hat.

Ein dritter Factor der Ungleichheit, wie auch mancher sonstigen Nebelstände ist nach den Socialisten das Geld.

Das Geld ist Tauschmittel und Werthmesser der verschiedenen Güter. Die Socialisten behaupten, das Geld sei ungeeignet zum Werthmaß der Arbeit. Man habe bei den materiellen Gütern den Stoff als die Hauptsache betrachtet und darum auch ein Ding, die Edelmetalle nämlich, zum Werthmaß derselben gemacht. Es sei aber nicht der Stoff, sondern die Arbeit, die zur Gewinnung der Rohstoffe und zur Umformung derselben nothwendig ist, die eigentliche Substanz der Güter. Nach dieser wahren Substanz müsse auch das Werthmaß gewählt werden. Arbeit könne passender Weise nur durch Arbeit gemessen werden. Das jetzige Geld diene nur dazu, die Thatsache zu verdecken, daß der Arbeiter nicht seinen vollen Lohn erhält, und daß der Ueberschuß in andere Hände kommt, die sich davon bereichern, ohne daß es dem Arbeiter im einzelnen Falle möglich ist zu beurtheilen, ob

das, was er empfängt, seiner Arbeit gleichwerthig ist oder nicht. Das Geld ermöglicht ferner das Anwachsen der Capitale und damit das dauernde Uebergewicht der Einen über die Andern. Das Geld macht es vielen möglich, durch Beschäftigungen ihren Unterhalt zu finden, die der Gesellschaft oft keinen Nutzen, wol aber häufig Schaden bringen. Der Händler, der vor's Thor geht, um den Bauern ihre Waaren abzukaufen und sie dann mit Vortheil zu verkaufen, nützt nur sich, nicht der Gesellschaft; er vertheuert entweder dem Consumenten die Waaren oder verringert den Gewinn des Producenten. Der Kaufmann, der von sogenannten Differenzgeschäften lebt, verdankt die Möglichkeit, durch solches Spiel den Lebensunterhalt zu gewinnen, vorzugsweise der Einrichtung unseres Geldes. Die Börsenspeculanten, die sich's zur Aufgabe gemacht haben, den Cours der Werthpapiere in die Höhe zu treiben oder zum Sinken zu bringen, und die durch diese Beschäftigung nicht nur ihren Unterhalt gewinnen, sondern auch häufig reich werden, werden ziemlich allgemein als moderne Raubritter bezeichnet, die von dem Gute Anderer leben. Solche und ähnliche Scheinarbeiten lassen sich bei unserer gegenwärtigen Geldwirthschaft leicht bewerkstelligen. Alle die aber, die sich damit befassen, werden zu den Drohnen gezählt, die zur Arbeit gezwungen oder über Bord geworfen werden sollen. Um Beschäftigungen der angeedeuteten Art unmöglich zu machen und zugleich ein richtigeres Werthmaß der Arbeit einführen zu können, soll das Geld überhaupt abgeschafft werden.

Wenn nun aber das Privatcapital, die Concurrrenz und das Geld abgeschafft werden sollen, was soll dafür eingesetzt werden?

Die verschiedenen Privatcapitale sollen nach der Forderung des Führers der internationalen Arbeiterverbindung Europas, Karl Marx in London, ersetzt werden durch ein allgemeines Collectivcapital, das dem Staate gehört. An die Stelle der

Einzelproductionen, die durch ihre Zersplitterung und vielfach auch durch die Mangelhaftigkeit der Productionsmittel beschränkt sind, soll die Gesamtproduction aller Arbeiter, ausgeführt mit den vorzüglichsten Hülfsmitteln, treten. Der Einzelne soll kein Capital mehr besitzen dürfen. Zum Capital aber wird alles gerechnet, was als Productionsmittel benutzt werden kann, was Renten bringt, also aller Grund und Boden, Wälder, Flüsse und Seen, alle Werkstätten, Fabriken, Maschinen und Werkzeuge, alle Communicationsmittel, als Eisenbahn, Post &c. &c., alle Wohnungen, die vermietet werden könnten, denn alles Vermiethen, Verpachten, alles Leihen, ja selbst der ganze jetzige Handel sollen aufhören. Nur die Arbeit soll Einkommen gewähren, und zum Privateigenthum können nur sogenannte Genußmittel gehören, als Essen, Kleider und Luxusgegenstände der verschiedensten Art. Ein Paar Beispiele mögen diese Forderungen illustriren. Alles Land müßte in größere Güter getheilt werden. Alle Gebäude, Maschinen und Werkzeuge wären, wie das Land, Staatseigenthum. Jedes Gut würde von einem Staatsbeamten an der Spitze, mehreren Unterbeamten und der nöthigen Zahl von Arbeitern bewirthschaftet werden. Das Einkommen jedes Einzelnen würde sich richten nach der Zahl seiner Arbeitstage, dann aber auch nach dem Gesamtertrage sämmtlicher Arbeiten des Staats. — Ein zweites Beispiel: In einer Stadt würde es nicht so und so viele Schneider geben, sondern ein großes Schneidergewerk. Die Werkstatt, die Maschinen und sonstigen Werkzeuge würden dem Staate gehören, welcher auch die Tuche und andere Materialien zu liefern hätte. Alle Schneider des Orts müßten sich am Morgen in die gemeinsame Werkstatt begeben und hier unter Aufsicht der Werkführer ihre Tagesarbeit verrichten. Nach der Zahl ihrer Arbeitstage, welche im Gewerke notirt worden, würde sich das Einkommen jedes Einzelnen richten. Jede Gemeinde hätte natürlich auch Beamte, die

nicht an der Production theilnehmen, wie Aerzte, Lehrer und dergl.; die könnten, wie die höheren Wirthschaftsbeamten, auf Jahreseinkommen angestellt werden.

Die Concurrrenz, bei der der Borthheil des Einzelnen, der jedoch meist den Nachtheil des Andern herbeiführt, die Triebfeder der Arbeit bildet, soll ersetzt werden durch eine Organisation der Arbeit, bei welcher der Borthheil des Einzelnen, der zugleich der Borthheil aller ist, die treibende Kraft bildet. Je mehr und je billiger producirt wird, je weniger Zeit und Material vergeudet werden im Staate, desto mehr Einkommen hat jedes Glied zu erwarten. Jeder hat also ein Interesse daran, daß alle ihre Pflicht erfüllen. Die jüngeren Glieder der Gesellschaft, wie Burschen und Lehrlinge, sollen von den älteren in ernste Zucht genommen werden, denn jedem muß daran gelegen sein, daß möglichst tüchtige, fleißige Arbeiter gebildet werden.

Das Werthmaß der verschiedenen Arbeiten, also auch der Güter, soll nicht mehr das Geld sein, sondern die Arbeitszeit, die zur Hervorbringung eines Dinges nothwendig ist. Was zur Herstellung dieselbe Zeit erfordert, ist gleichwerthig und kann gegeneinander eingetauscht werden. Taxirt aber wird der Werth jeder Arbeit und jedes Arbeitsproductes vom Staate. — Gesezt, ein Landgut producirt 1000 Loth Weizen und es sind dazu 2000 Arbeitstage erforderlich gewesen, so repräsentirt jedes Loth einen Werth von 2 Arbeitstagen. Oder: das Material zu einem Tuchrock erfordert zur Herstellung 6 Arbeitstage, und ein Schneider braucht 2 Tage zum Fertigen desselben, so kostet der Rock 8 Arbeitstage. — So wird der Werth sämmtlicher Dinge nach Arbeitstagen, resp. Arbeitsstunden bestimmt. Jeder Arbeiter erhält Certificate für seine geleistete Arbeit, für welche er in den Staatsmagazinen, in denen alle Producte aufgehäuft sind, seine Bedürfnisse einwechseln kann. Der Staat, der ja sämmtliche Communicationsmittel in der

Hand hat, besorgt auch den Umsatz der Güter; er hat dafür zu sorgen, daß dieselben stets dahin geschafft werden, wo sie nöthig sind.

Dies sind einige Bemerkungen über die wirthschaftliche Seite des Socialismus; er hat aber auch eine politische und kirchliche. Das Princip des Socialismus verträgt sich nicht mit der erblichen Monarchie, denn, wenn alle Menschen gleich sein sollen, so können nicht einige zu Herrschern geboren werden. Einen Präsidenten einer Republik, der sich zu diesem Amte emporgearbeitet hat, kann der Socialismus nach seinen Principien zulassen, nicht aber einen angestammten Herrscher. Doch auch mit der Einzelrepublik ist er nicht zufrieden. Wenn es viele Staaten giebt, so giebt es häufig Kriege; Kriege aber erfordern Heere und deren Ausrüstung. Die bedeutenden Kosten, die die Heere dem Staate verursachen und die den bedeutendsten Theil der Einkünfte verzehren, sind ihm ein Greuel. Außerdem wird durch die stehenden Heere eine enorme Zahl der tüchtigsten Arbeitskräfte der Production entzogen, und der Staat leidet nicht nur durch die Unterhaltungskosten des Heeres, sondern auch durch den Ausfall von Arbeit, der durch das Militairwesen verursacht wird. Darum wünscht der Socialist zum Mindesten eine europäische Republik, damit alle Streitigkeiten der Staaten aufhören oder sich friedlich schlichten lassen und die Heere überflüssig werden.

Ferner ist zu constatiren, daß der heutige Socialismus im höchsten Grade irreligiös und antichristlich ist. Es wird offen die Forderung ausgesprochen, die Kirche, die schwarze Internationale, müsse vernichtet werden, sonst sei an eine Besserung der heutigen Verhältnisse nicht zu denken. Diese Feindschaft gegen Religion und Kirche folgt jedoch nicht unmittelbar aus dem socialistischen Princip. Die Kirche wird nur deshalb gehaßt, weil der Socialismus in ihr den stärksten Pfeiler

der gegenwärtigen Ordnung sieht, die er doch beseitigen will. Der Socialismus hat nicht immer diese Richtung gezeigt. Die Bauern in den Bauernkriegen suchten ihre Forderungen durch Citate aus der Bibel zu begründen. Und auch in der gegenwärtigen Zeit giebt es, wenn auch vereinzelt, Vereine, die sich christlich-socialen Arbeiterverbindungen nennen. Ja, von Einzelnen wird behauptet, daß die Socialisten auf dem eigentlichsten Boden des Christenthums ständen. Christus habe vor allem den Armen das Evangelium gepredigt und von den Reichen verlangt, daß sie ihre Güter verkaufen und vertheilen sollten.

Auch Familie und Ehe werden vielfach angegriffen. Namentlich in Frankreich hat sich der Socialismus fort und fort die Auflösung der Familie und Ehe zum Ziele gesetzt, und von hier sind diese Bestrebungen in den russischen Nihilismus übergegangen; doch scheinen diese Ideen bei der Mehrzahl der Socialisten keinen geeigneten Boden zu finden.

Das Gesagte rechtfertigt wol die Ansicht, das die Schule zur Lösung der wirthschaftlichen Fragen, die der Socialismus aufgeworfen, wenig beitragen kann. Ob z. B. das jetzige Geld abgeschafft, die Concurrrenz beseitigt werden soll oder nicht, darüber ist die Schule nicht competent zu urtheilen, darf dieses Gebiet darum auch nicht betreten. Die Nothstände aber, die in manchen Arbeiterkreisen herrschen, die der Agitation in wirksamster Weise den Boden vorbereiten, müssen so viel als möglich vom Staate und der Gesellschaft beseitigt werden. Der Staat kann durch passende Geseze gewiß manchen Uebelstand wegräumen. In England hat der Socialismus, obgleich dieses Land das größte Proletariat aufzuweisen hat, nie eine so drohende Gestalt angenommen, wie in andern Ländern, weil hier schon lange die Gesetzgebung den Arbeiter gegenüber dem Arbeitsgeber schützt, indem sie z. B. die Arbeitszeit normirt, die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken regelt u. s. w.

— Die Arbeitgeber aber müßten den Egoismus zurückdrängen und alle billigen Wünsche der Arbeiter zu befriedigen suchen.

Der Schule erwachsen durch den Socialismus keine Aufgaben, die ihr nicht schon gestellt sind; es gilt darum nur, die Aufgaben zu betonen, die im vorliegenden Falle in Betracht kommen. Von diesen Aufgaben ist in erster Reihe die Pflege der religiös sittlichen Bildung zu nennen.

Die Socialisten streben dahin, daß die Gotteshäuser immer leerer werden; mit satanischer Frechheit zeigt sich ihr Streben in den Worten:

„Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergebens gebetet im Glauben,
Auf den wir vergebens gehofft und geharrt;
Er hat uns gefoppt und hat uns genarrt.“

Und von der Kirche behaupten sie, sie habe die Armen durch den Wechsel auf den Himmel um die Erde betrogen.

Die Schule hat an ihrem Theile dahin zu wirken, daß die Kirchen wieder voll werden, damit die Menschen wieder dauernd dem Einfluß der Predigt und der Zucht des Wortes Gottes unterstellt werden. Der Glaube an einen gerechten Gott und an eine Vergeltung im Jenseits muß tief in die Kinderherzen gepflanzt werden, so tief, daß er feste Wurzeln schlägt und nicht unter dem Hohn und Spott der Welt verdorrt. Uns ist der Glaube abhanden gekommen, darum sind wir gesunken; dies Wort gilt mehr als je unserer Zeit. Es ist klar, daß der Glaube an einen Gott, der die Sünden straft und an eine Ewigkeit den stärksten Damm bildet gegen alle verbrecherischen Bestrebungen, die in der allgemeinen socialistischen Bewegung emporschließen; doch es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die besitzenden Classen der Gesellschaft es sind, die den Unglauben in ihrer Mitte erzeugt und ihn durch Wort und That den uatern Ständen gepredigt haben. Es giebt manchen unter den Gebildeten, der da meint,

Religion und Kirche seien nur dazu da, um das niedere Volk in Ordnung zu halten. Darum gilt es, nicht nur den Kindern der Armen den Trost des Evangeliums zu spenden, sondern es thut ebenso noth, die Kinder der Reichen dahin zu bringen, daß sie wieder glauben lernen und in der Folge Liebe üben.

Ein materialistischer Sinn beherrscht unsere Zeit; die idealen Güter des Lebens haben geringen Werth bei den Massen. Ein Sagen und Ringen nach Reichthum und Genuß hat sich der Menschen bemächtigt, wobei die Wahl der Mittel nicht gar ängstlich erwogen wird. Wenn in früherer Zeit ein Geschlecht durch solide Arbeit wohlhabend wurde, so errang es durch seine Tüchtigkeit, durch die sittlichen Eigenschaften, die es empor gebracht, zugleich Ansehen und Achtung bei den Aermern. Wenn jetzt manche ohne Anstrengung reich werden durch Schwindel und Betrug bei einem Leben in Saus und Braus, so reizen solche die Begehrlichkeit der Massen, die wol fühlen, daß jene nichts mehr verdient haben, als sie. Und wenn heutzutage Schwindler im großen Stile, die es aber verstanden, den geltenden Gesetzesparagraphen geschickt auszuweichen, von den Gerichten freigesprochen werden, trotzdem sie hunderte um ihr Gut gebracht, das noch dazu oft sauer erworben war, dann wächst der Haß der Massen gegen alle Besitzenden und äußert sich, wie es in einem socialistischen Viederbuche heißt:

„Und drückt des Lebens Noth uns schwer,
So hat der Tod Erbarmen;
Das faule reiche Prasserheer
Saugt aus das Blut uns Armen!“

Dann stellen auch sie ihre Forderungen nach Lebensge-
nüssen immer höher und werden immer wilder und fanatischer,
wenn ihre Forderungen nicht erfüllt werden können.

Die Schule muß also dem materialistischen Sinn entgegenarbeiten bei Armen und Reichen. Sie hat der Jugend

die hohen Gestalten der allgemeinen und heiligen Geschichte vor die Augen zu stellen, die durch ihr ideales Streben mit Hintansetzung alles materiellen Vortheils der Ruhm ihrer Zeit und der Nachwelt geworden sind. Sie muß die Kinder früh zur Erkenntniß der Wahrheit bringen, daß das Glück nicht vom Besitz abhängig ist, daß in den reichsten Häusern oft mehr Unglück und Unzufriedenheit herrschen, als in denen der Armen. — Treue und Fleiß müssen erstrebt werden, sowie Freude an der Arbeit. Es hat auch in der Pädagogik eine Zeit gegeben, in der die Kinder vor allen Anstrengungen bewahrt bleiben und alles auf spielende Weise sich aneignen sollten. Das ist im Ganzen ein überwundener Standpunkt. Die Kinder sollen sich anstrengen, erst dann haben sie die rechte Freude am Erreichten, und nur so wird ihnen die ernste Arbeit, die das Leben fordert, lieb. Der Genußsucht soll gesteuert werden. Spiel und Vergnügen finden nur ihren Platz nach der Arbeit, und der Schulfesttage darf es nur wenige geben. Immer muß die Arbeit als das bei weitem Wichtigere behandelt werden und keine Arbeit darf der Regel nach um des Vergnügens willen unterlassen werden.

Das Streben der Socialisten, die Institution der Ehe zu vernichten und die Sünden der Unzucht nicht als Sünden gelten zu lassen, haben sie auch von den höhern Ständen gelernt. Darum thut auch in dieser Beziehung bei den besitzenden Ständen die Ein- und Umkehr zuerst noth. Die Schule kann dieser verderblichen Richtung dadurch entgegenarbeiten, daß sie die Kinder fortwährend anhält, die Eltern zu ehren, indem sie ihnen den Segen der Ehrerbietung gegen die Eltern vorhält und auf den Fluch, der die Verächter derselben trifft, hinweist. Schon früh muß das Kind Familie und Ehe als etwas Hohes und Geheiligtet betrachten lernen; dann wird es in späteren Jahren nicht in den Ruf derer einstimmen, die diese Institution vernichten wollen. Auch auf Keuschheit und

Züchtigkeit ist durch Ermahnung und Ueberwachung mit Ernst und Treue hinzuwirken.

Manches, was der Socialismus erstrebt, ist an und für sich nicht unsittlich; aber er scheut sich nicht, Mittel zur Erreichung seiner Ziele zu empfehlen, die unsittlich und verbrecherisch sind. Dieselben Leute, die den Krieg abschaffen wollen, weil sie, wie sie sagen, das Menschenmorden hassen, scheuen sich nicht vor dem Kaisermord. Ganz öffentlich wird es von ihnen ausgesprochen, daß ihre Einrichtungen sich nur durch eine tiefgehende Revolution durchführen lassen. Es gilt ihnen eben, so viel wie möglich von der bestehenden Ordnung niederzureißen, weil davon die Möglichkeit des Neubaus abhängt. — Die Arbeiter sind den übrigen Ständen nur in einem Stücke überlegen, das ist in der physischen Kraft; was Wunder, daß sie leicht zur Gewalt greifen. In einem Liede von Freiligrath heißt es:

Wir sind die Macht, wir hämmern jung das alte
morsche Ding den Staat, die wir von Gottes Gnaden sind
das Proletariat.

Die Arbeiter glauben bei einer etwa ausbrechenden Revolution im schlimmsten Falle nichts verlieren zu können. Daß die andern Stände dabei ruiniert werden, ja daß möglicher Weise die ganze heutige Cultur in Trümmer gehen könnte, sichts sie nicht an. — Gelänge es nun der Schule, echte Religiosität und Sittlichkeit in ihre Schüler zu pflanzen, so würden auch die künftigen Arbeiter vor unsittlichen Mitteln zurückschrecken; sie würden, was sie wollen, auf gesetzlichem Wege zu erlangen suchen. Je sittlicher wir also unsere Kinder machen, desto mehr tragen wir dazu bei, der drohenden Gefahr die Spitze abzubrechen.

Der Socialismus sucht jegliche Autorität zu vernichten, damit bei einem etwa ausbrechenden Kampfe die eigenen Anhänger vor keiner Persönlichkeit zurückschrecken, obgleich im erträumten Socialistenstaate die Führer zur Leitung der Massen

der Autorität sehr bedürfen würden. Die Schule muß dahin streben, daß die Kinder wieder Achtung und Ehrerbietung erlangen zunächst vor denen, die von Gottes und Rechts wegen ihnen Autorität sein sollen: vor den Eltern, denn sie sind Gottes Stellvertreter, vor den Lehrern, die im Dienste der Familie wirken, vor dem Könige und vor aller Obrigkeit, welche hienieden das Richtschwert führt an Gottes Statt.

Der Socialismus will um seiner allgemeinen politischen Ideen willen die natürlichen Grenzen, die durch die Nationalität gezogen sind, verwischen; er will allgemeine Menschenliebe an die Stelle der Vaterlandsliebe setzen. Schon Rousseau wollte seinen Emil nicht zu einem Franzosen, sondern zu einem Menschen erziehen. Doch er widerspricht sich selbst, wenn er an einer andern Stelle sagt: „Traut keinem Kosmopoliten, der da vorgiebt, die Tataren zu lieben, um der Pflicht überhoben zu sein, seinen Nächsten zu lieben.“ Es ist die natürliche Ordnung daß wir die zunächst lieben, mit denen wir umgehen, und die Vaterlandsliebe muß der allgemeinen Menschenliebe vorausgehen. Die Schule aber muß die Vaterlandsliebe schon darum pflegen, daß den Gliedern des Staates die Opfer leicht werden, die von jedem derselben gefordert werden können. Darf doch der Staat von seinen Bürgern nicht nur Opfer an Hab und Gut, sondern selbst den Einsatz des Lebens verlangen. Wie schwer aber müssen solche Opfer werden, wenn sie die Vaterlandsliebe nicht erleichtert. Darum thut die Schule wohl daran, wenn sie beispielsweise die vaterländische Literatur, Geschichte und Geographie besonders betont.

Der Socialismus will die Zerspaltung der Einzelarbeit aufheben, er verlangt Gemein Sinn. Gegen diese Forderung werden gewiß viele nichts einzuwenden haben. Es ist erfreulich, daß der Gemein Sinn sich auch in Arbeiterkreisen zu bethätigen beginnt, wenn auch nur behufs Steuerung der eigenen Noth. Solcher Gemein Sinn zeigt sich in dem heutigen Ge-

noffenschaftswesen. Es giebt gegenwärtig Consumvereine, Rohstoff- und Magazingenoffenschaften, Maschinen- und Productivgesellschaften. Von all diesen Genoffenschaften will jedoch der Socialismus nichts wissen, weil er fürchtet, daß dieselben einer Radicalveränderung der Gesellschaft nur hinderlich sind. Die Arbeitgeber aber müßten schon um des eigenen Vortheils willen die allgemeinen Interessen, namentlich auch die der Arbeiter fördern. — An einzelnen Orten sind Versuche gemacht, die Arbeiter für das Gedeihen der Fabriken zu interessiren, indem man sie theilnehmen läßt am Gewinn. Diese Versuche haben sich bewährt und verdienen Nachahmung. Dann ist von verschiedenen Seiten die Forderung aufgestellt worden, die Arbeitgeber müßten alles, was in ihren Kräften steht, dazu thun, sowohl die ländlichen Arbeiter, als auch die der Fabriken sesshaft zu machen, indem ihnen der Erwerb, wenigstens eines Häuschens und eines Gärtchens, auf jede Weise erleichtert würde. Jeder Besitzer eines solchen Grundstücks würde aus einem Anhänger des heutigen Socialismus wahrscheinlich zu einem Gegner desselben werden. Das Wort Schillers: „Etwas muß der Mensch sein eigen nennen, oder er wird morden und brennen“, verdient hier die größte Beachtung. — Auch die Schule kann dazu beitragen, den Gemeisinn zu pflegen; ist ja doch jede Schule eine Gemeinschaft, bei der die einzelnen Glieder entweder nur neben einander hergehen oder sich zu einem Ganzen verbunden fühlen. Der rechte Classen- und Schulgeist ist anzustreben; er leistet in der Schule selbst gute Dienste, mehr noch im späteren Leben. Schon früh können die Kinder gewöhnt werden, einander zu dienen, insonderheit den Schwachen und die Gesammtheit in ihren Zwecken zu fördern. Die Schule wird ferner für eine tüchtige Geistesbildung Sorge tragen müssen. Erziehen wir intelligente Arbeiter, so werden sich dieselben leichter im Leben forthelfen können, und manche Klage über Unterdrückung und Zurücksetzung wird

verstummen. Je größer die Bildung der unteren Klassen ist, desto weniger kann es gewissenlosen Agitatoren gelingen, durch trügerische Vorspiegelungen dieselben für ihre Pläne zu gewinnen, abgesehen davon, daß alle Bildung der Rohheit entgegenwirkt und darum den Gewaltausbrüchen der Arbeiter nicht förderlich ist.

Der Vater der neueren Pädagogik, Pestalozzi, wird mit unter denen genannt, die ihre Kraft eingesetzt haben, um die sociale Frage lösen zu helfen, und zwar war Pestalozzi der Ansicht, daß diese Lösung durch bessere Erziehung des Volkes bewirkt werden müßte. Schon bei der Wahl des Berufs war Pestalozzi darauf bedacht, in eine Lebensstellung zu gelangen, in welcher er für das Wohl des Volkes wirken könnte. Sein unpraktisches Wesen vereitelte die Erlangung bedeutender Erfolge; aber an begeisterter Liebe für die Armen, an Hingebung, Treue und Aufopferungsfähigkeit ist er gewiß von wenigen übertroffen worden. Sein warmes Herz für die Leiden des Volkes trieb ihn nach Stanz, um der Noth, die zufolge der französischen Revolution auch in seinem Vaterlande in erschreckender Weise sich geltend machte, an seinem Theile zu steuern. In der Schweiz trieben sich damals Scharen von vater- und mutterlosen Kindern umher, grenzenlos verwildert an Leib und Seele, behaftet mit Ungeziefer, Krätze und andern ansteckenden Krankheiten; voll Mißtrauen gegen jedermann, lieblos, arbeitscheu, theils furchtsam, theils frech. Von diesen Kindern sammelte er eine große Zahl und suchte sie zu retten. In einem alten Kloster unter Mauertrümmern begann er seine Thätigkeit ohne jede Hilfe, selbst ohne den Beistand einer Magd. Er hat hier seine Kinder nicht nur unterrichtet; er hat sie auch gewaschen, gekämmt, hat an ihren Krankenbetten gewacht, sie gepflegt und hat mit ihnen gebetet. Es ist rührend und für uns beschämend zu lesen, was er selbst über seine dortige Thätigkeit sagt: „Ich war vom

Morgen bis zum Abend allein in ihrer Mitte; alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte keine Haushaltung, keine Dienste um mich her, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der in's Bett ging und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besiegte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Leiber". — Pestalozzi's aufopfernde Thätigkeit setzte viele in Erstaunen. In der Folge sehen wir die edelsten Männer nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern nach Yfferten wandern, um dort bei Pestalozzi sich Liebe und Begeisterung für ihren Beruf zu holen. Pestalozzi hat auch die Wahrheit des Wortes bewiesen: Die Liebe überwindet alles. Und wir, die wir berufen sind an der Bildung des heranwachsenden Geschlechts zu arbeiten, wir werden die Aufgaben, die ich vorhin bezeichnet habe, nur lösen können, wenn wir etwas besitzen von jener echt christlichen Liebe, durch welche Pestalozzi wirkte. Möchte es uns allen daran nicht fehlen. Die Anstalt aber, deren Jubelfest wir heute feiern, sie möge wachsen und gedeihen und wirken zur Ehre Gottes und zum Nutzen unsers Landes.